

Verlag Bibliothek der Provinz

Helga Busek

KAUMBERG

Satiren und andere Missverständnisse

Helga Busek

KAUMBERG

Satiren und andere Missverständnisse

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-071-3

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Coverbild und Illustrationen von Linde Waber

INHALT

Reinhold Schneider in Heiligenkreuz	7
Confessiones	10
Der alte Pfarrer	14
Großmütter	17
Slavomír	21
Meine Freundin Rosi	27
Die Tante und der Dufflecoat	32
Schivesitzen	35
Geliebtes Land	39
Das leuchtgrüne Trendkostüm	43
Der eiserne Heinrich	46
Widerstand	49
Frohe Botschaft des Gault Millau	52
Die Jagd im Store	59
Ein Licht in der Finsternis	64
Ein Wintermärchen	70

DER ALTE PFARRER

Es ist Fronleichnam, das Fest des heiligen Leibes Christi, die Wiesenakelei hat ihre blauen Köpfe geöffnet, das Knaubenkraut leuchtet mit seinen zarten Orchideenblüten wie eine Kerze, die mitten im Gras steht, noch ist der Jasmin nicht verblüht, er duftet in den Nächten und verklärt sie.

Der Weg Christi wird mit frisch gefällten jungen Birken gesäumt, im Pfarrhaus sind die Anordnungen getroffen. Der alte Pfarrer, der mit diesem Kirchenfest seinen Abschied nehmen will, bespricht mit dem Mesner das Festgewand. Über der Albe will er den goldbestickten Mantel tragen.

„Das könnte Ihnen zu heiß werden“, sagt der Mesner. „Nein, nein“, sagt der Pfarrer, „wie oft werde ich denn schon noch so elegant sein können, so etwas kann ich mir doch nicht entgehen lassen.“ „Herr Pfarrer“, sagt der Mesner, „der Arzt hat Sie vor jeder Überanstrengung gewarnt, „das Herz.“ „Ja ja“, sagt der Pfarrer, „Sie können gehen.“

Der Leib Christi, sagte er, wenn er die konsekrierte Hostie hochhielt, hoch über seinen Kopf hob, damit ihn alle sehen. Der Leib Christi, kostet und seht. Begann es damals, als es wie ein Fieber durch seine Glieder gefahren war, er hielt den Leib des Herrn, das Brot war in seinen Händen Fleisch Christi geworden, Fleisch von seinem Fleisch, der Wein Blut von seinem Blut.

War es nicht doch lediglich ein Stück Oblate, beim Hostienbäcker gebacken, die wir ihnen zeigen, ihnen, die sonst keine Hoffnung haben außer dem gläubigen Blick auf diese weiße Scheibe. Keine Hoffnung sonst, und da gibt ihnen dieser weiße runde Mond Zuversicht.

Was denn sonst, worum geht es denn sonst? Wenn es nichts anderes ist, dann ist es eben das. Wer kann den Menschen heute noch wirklich Hoffnung geben? Alles ist schal geworden, ein heiter besinnlicher Unterhaltungsschmarrn, die Politiker grinsen, daneben hilflose Modera-

toren, aus den Glasfaserplatten, Gebilde der digitalen Zwischenwelt. Künstler erheben sich zu Moralaposteln, ohne das notwendige Unterfutter nachweisen zu können, das sollen doch die Priester besorgen, ein Leben leben in der Nachfolge Christi.

Und da steh ich, der Priester, und hebe die Hostie hoch über meinen Kopf und hebe sie immer wieder, Tag für Tag, aber habe ich denn begriffen, was ich da tue? Hat mich jemals das Wunder emporgerissen, oder ist es gar kein Wunder, sondern das Samenkorn, das ja auch kein Wunder ist, und stirbt und bringt Ähren und Früchte?

Der alte Priester steigt hinauf zur Sakristei, um sich anzukleiden, da stehen schon die Ehrengarden, die Träger des Baldachins, die Musik in ihren Trachten, die Honoratioren.

Damals im Krieg, als er auf dem Heimmarsch auf hart gefrorenem Boden seinen müden Körper vor dem Einschlafen hochreißen musste, immer wieder, um nicht zu erfrieren, damals war ihm Christus nahe, aber jetzt? Oder damals, als man ihm die Aufnahme ins Kloster verweigerte und er im Freien vor der Pforte übernachtete, bis man ihn endlich einließ, war er damals den Mühseligen und Beladenen nicht näher, als jemals nachher, und hat er nicht alles falsch gemacht, alles, als er den Dienst hintanstellte, den Dienst an den Armen und Schwachen, den Ungläubigen und Verzweifelten unter dem Vorwand aller möglichen Verpflichtungen?

Der Mesner legt ihm den bestickten Mantel um, er nimmt die goldene Monstranz, tritt unter den Baldachin, der Zug formiert sich, vorbei an den blühenden Sommerwiesen, hinunter in das Ortszentrum, wo in den Fenstern schon überall die Kerzen flackern, Kränze und Blumen den Vorbeigang Christi säumen, zum ersten Altar, zum zweiten Altar, zum dritten Altar.

Er hält die Monstranz hoch, hoch über seinen Kopf, der Mantel drückt ihn nieder, fest tritt er auf, um nicht zu

schwanken, aber die Beine versagen ihren Dienst. Da oben, da ist sie, ganz hoch oben, da steht sie in der Luft, leicht und schwebend, und es ist ihm, als würde er getragen, als würde ihn die Monstranz fortziehen, er findet Halt, er kann nie mehr fallen.

GROSSMÜTTER

Unsere Großmütter hatten Schwielen an den Händen und Schwielen an den Füßen. Körperliche Arbeit und Geburten, das war ihr Leben. Überlebten sie das gebärfähige Alter, dann waren sie Reservemütter für Enkel, mehr oder weniger für alles Lebendige um sie herum, vom selbst gezogenen Krautkopf über den Kater bis zum Opa.

Wir, meine Schwester und ich, waren angenommene Enkel, nicht ganz echt, aber unsere Großmütter waren uns näher als die leiblichen Eltern, die wir selten zu Gesicht bekamen. Es war Krieg, das wurde irgendwo im fernen Berlin in einem Bunker entschieden, es war Krieg, die Eltern außer Haus und Reservegroßmutter Fuhrmann trat an zu dem, was man heute eine pädagogische Aufgabe nennt.

Diese bestand darin, dass wir des Morgens halbwegs instand gesetzt in Gottes schöne Welt entlassen wurden und des Abends verfärbt in Richtung schwarzgrau heimkehrten, wo wir noch in Großmutter schwarzgrau geschürztem Schoß herumtollen durften. Einmal kehrten wir zu spät heim, da stand vor Großmutter Schoß der Engel mit dem Schwert. Dann gab es ein Strafgericht in Form einer Sonderwaschung, ich schwor, ich würde dieses Schaff, aus dem ich schier nicht mehr lebendig herauszukommen fürchtete, nie mehr betreten, und ich schwor Rache.

Es gab eine finstere Konferenz mit meiner Schwester unter der Bettdecke. Das Ergebnis: Zuerst wollten wir die Uhr verstellen, die Wanduhr mit dem Perpendikel, die nach Großmutter Wunsch im Takt mit der Kirchenglocke läuten sollte. Schließlich wohnten wir am Fuß der schönen Kaumberger Wehrkirche, fast angeschmiegt an die alte Wehrmauer, geschützt durch die Aura eines Ortes, wie sie im Triestingtal ein zweites Mal nicht zu finden ist.

Großmutter sang jede Stunde einen Walzer, nur jetzt eben mit Verzögerung. Ja Teifi, sagte die Großmutter,

und stellte die Zeiger wieder richtig. Das hielt nicht lang, und wir begriffen, dass wir nun mit dem eben Apostrophierten im Bund waren. Und wer einen solchen Bund eingeht, der muss sich schon einiges einfallen lassen.

Wenn wir tief in der Nacht Großmutter Schnarchen hörten, schlossen wir die Tür zu ihrem Zimmer, die sie immer offen ließ, mehr weil sie sich fürchtete, als um uns nicht aus den Augen zu verlieren. Denn nach ihrer Vorstellung war die Welt voller Verbrecher und Diebe, die nur darauf warteten, Großmutter Wanduhr zu klauen, etwas anderes besaßen wir nicht, das es wert gewesen wäre, gestohlen zu werden.

Ja Teifi, sagte die Großmutter und öffnete die Tür wieder, und wir hatten Mühe, unser Gekicher an Polsterzipfeln zu ersticken. So ging es mit uns auf dem Pfad der Bösartigkeit weiter, unser diesbezüglicher Einfallsreichtum glich einem prall gefüllten Wasserschlauch, der auf Entleerung wartet, es gab kein Halten mehr.

Eines Tages klopfte es, und der Herr Pfarrer stand vor der Tür. Ich fühlte eine Ohnmacht nahen, nun würde alles herauskommen, der Herr Pfarrer hatte dem Teufel auf den Zahn gefühlt, und dieser armselige Tropf hatte geplaudert und alles gestanden und all unsere Beschlüsse verraten von der Konferenz unter der Bettdecke, und dass wir mit ihm im Bund seien, auf ewig verloren. Nun würde uns der Herr Pfarrer abholen, um uns im Gemeindekotter einzusperren. Der war zwar nur einen Stock tiefer, das war ein gewisser Trost, aber die Schande. Wir wurden hinausbugsiert, geschah uns recht, wie konnte ein so heiliger Mann mit uns, der Teufelsbrut, in einem Zimmer bleiben.

Später stürzte die Großmutter herein. „Bleibt wo ihr seid, ich komme gleich.“ Also doch, das Furchtbare war geschehen. Großmutter kam lange nicht, lange.

Dann öffnete sich die Tür, da stand sie, in ihrem jetzt bleichen Gesicht Spuren von Tränen. Das war doch schön, dass Großmutter um uns weinte, bevor wir in den Kotter

mussten. Aber was war das, anstatt uns abzuführen, breitete sie ihren schwarzgrauen Schürzenschoß aus. Wir nahmen darauf Platz wie auf einem Thron. Sie schloss die Arme um uns, still.

„Er wird ein Begräbnis bekommen, das hat mir der Herr Pfarrer versprochen.“ „Wer?“ „Es hat sich einer umgebracht, unten im Kotter.“ Wir verstanden nicht, was das heißt, umgebracht.

Etwas war geschehen, etwas trat zwischen uns und Großmutter, das alle ausgedachten Bosheiten nebensächlich machte. Etwas war geschehen, das nicht mehr gutzumachen war, so viel verstanden wir jetzt, während doch alle unsere Schandtaten auf einer auszubessernden Liste angeführt waren. Diese Eintragung auf dem Blatt des Lebens war endgültig. Das war wie ein Hauch von dem, was man so allgemein Ernst des Lebens nennt.

So zogen wir in unsere Kemenate ein, reumütig, die Tür blieb offen, die ganze Nacht. Die Erwachsenen sprachen davon, der Mann habe durchgedreht, einen Kellner fast erschlagen, es habe eine stille Beerdigung gegeben, aber man wisse nicht, wo das Grab sei. Geburt und Tod, habe der Herr Pfarrer gesagt, gehörten zusammen, sie stünden außerhalb unseres Verfügungsbereiches. Wenn man sich töte, treffe man doch eine Entscheidung, habe Großmutter dann gesagt. Ja schon, habe der Herr Pfarrer gesagt. Aber genauso wie man ins Leben gerufen werde, so werde man aus dem Leben gerufen. Der Selbstmörder nehme ja nur sein Schicksal vorweg, das sei der Einzelsieg dessen, dem die Sinnlosigkeit am Herzen liege. Da war also wieder der Teifi, aber diesmal mit seinem ganzen Gestank.

Es änderte sich jetzt vieles. Nicht nur wurde niemand mehr im Gemeindekotter eingesperrt. Der hatte jetzt endgültig ausgedient, heute liegt dort eine Puppe als Gefangener, als Mahnung und Erinnerung an die strenge Gerichtsbarkeit früherer Zeiten.

Auch unsere Beziehung zu unserer Großmutter Emma war eine andere geworden. Wir halfen ihr mit einer Eisenfeile die harte Hornhaut ihrer Zehen abzusägen, wir verzichteten darauf, Schnecken ins Hollerkoch zu legen, wir beteten abends mit ihr „Wir danken Gott für alle Gaben, die wir von dir empfangen haben“, auch wenn es sich um wurmige Erbsen handelte, wir halfen Wäsche aufhängen und hinterließen unsere Fingerabdrücke auf schlabbrigen Leintüchern, wir trieben flatternde Hühner den Pfarrerriegel hinunter, wenn sie zu faul waren, Eier zu legen, und jedes Mal, wenn das Röcheln der Wanduhr zu hören war, mit dem diese ihren Walzer einzuläuten versuchte, harrten wir ungeduldig der Turmuhr, und stimmten sie nicht überein, dann bekam die Wanduhr eine Strafpredigt, in der wir drohten, sie im großen Schaff zu waschen, würde sie sich nicht eines Besseren besinnen.

„Xuxexive“, sagte die Großmutter – sie sagte das immer statt „sukzessive“ –, „wird alles besser.“ Aber mit diesem Wort meinte sie etwas ganz Richtiges, nämlich dass nur eines nach dem anderen geht, ein Schritt nach dem anderen getan wird, eine gute Tat der anderen folgt, bis man gut wird. Das wollten wir werden, ganz sicher. Es wäre fast gelungen, aber nur fast, hätten wir nicht die Erbsen auf dem Kanonenofen zu Kohle verbrennen lassen, während die Großmutter mit der Wäsche am Bach war. Diesmal sagte die Großmutter nur „Wir Armen“, und das gab uns sehr zu denken.

SLAVOMÍR

Zuerst fällt mir ein Pfarrbrief in die Hände. Er ist gezeichnet „Euer Slavomír“. Na so etwas, denke ich, wie wird einem da, so direkt angesprochen, wahrscheinlich einer von der lockeren Sorte.

„Wir haben einen neuen Pfarrer“, höre ich sagen, „er heißt Slavomír Dluhoš und kommt aus der Slowakei.“ Eine gute Idee von Abt Nimmervoll, mit dem Zipser Kapitel zu kooperieren, sagt man, denn der Priestermangel wird immer offensichtlicher. Das „katholische Österreich“ ist Geschichte. Auch in Kaumberg. Bergbauern, in ihren schön in die Landschaft gestellten Wirtschaften, prägen das Bild, und auch den Charakter der Gemeinde. Brauchtum und Glaube wurzeln noch tief in ihren Seelen und bestimmen ihre Lebensgewohnheiten, aber die bäuerliche Jugend ist rebellisch geworden, beugt sich nicht unbedingt mehr den überkommenen Vorstellungen.

Dann sind da Wiener, und sie bleiben Wiener, nicht an die Scholle gebunden, viele werden wieder abwandern, ihre Namen werden verschwinden aus den Registern und Grabinschriften, sie werden da gewesen sein, eine Zeit lang, einige haben der Großstadt den Rücken gekehrt, suchen Frieden und finden ihn oftmals auch hier nicht, so dass Teile der neuen Siedlungen zu Geisterstädten werden. Schließlich sind da die Handwerker und Gewerbetreibenden, nicht zu vergessen die Pendler. Mit diesen Menschen will also der, als er ankommt, kaum dem Priesterseminar entronnene junge Mann fern seiner Zipser Heimat das Leben teilen, die Kranken besuchen, die Sterbenden trösten, die Kinder lieben.

Genau das tut er.

Die Menschen in Kaumberg staunen. Was erleben wir da, ist das ein Wunder? Wir wollen doch keine Polen, Slowaken, alle diese Ausländer. Das Witzeln, Spötteln der Mesner, deren es in Kaumberg drei gibt, „Herr Pfarrer, da

sind die Biecher“, wird leiser, verstummt, weicht dem, was man Respekt nennen kann.

Da ist einmal jemand, der genau ist. Religion und Vernunft speisen sich aus denselben Quellen, sagt der französische Philosoph Derrida. Niemals bekommen wir Verschwommenes zu hören, seine Predigten nehmen das Wort bei seiner Fasslichkeit, ohne Geklingel, ohne Lärm. „Ein lieber Laut“, sagt der Dichter Peter Handke, „und meine Seele wird gesund.“

Wie oft bin ich da schon gesund geworden an den Sonntagen, fast erleichtert beim Hören der Predigten dieses jungen Slowaken, der immer besser Deutsch spricht und in einer berührenden Klarheit der Verkündigung obliegt, der Lesung und Homilie. Tatsächlich wird es dabei mucksmäuschenstill, auch die Jugend, die sich um ihn schart, ist gespannt.

Was geht da vor in der Sakristei, bevor diese Schar einzieht in tadelloser Haltung, geschneigelt und geschnäuzt, fast überdiszipliniert, an den Festtagen so etwa an die dreißig, was spielt sich da ab? Was erleben wir da, ausgerechnet wir, haben wir das überhaupt verdient?

Wir in Kaumberg haben plötzlich ein neues Gefühl, ja man hat uns doch gesagt, wir seien hinter dem Wald, wir hätten den Anschluss an die Gegenwart nicht gefunden, bei uns sagten die Füchse einander „Gute Nacht“. Und dann erleben wir Messen, bei welchen die Musik, der Kinderchor, der neustens gerne slowakische Volkslieder singt, die Musikkapelle Kaumberg miteinander wetteifern, bei welchen die Jugend ernst feiert, die Alten lächeln, Familien mit ihren Kleinkindern am Arm den Kirchenraum füllen.

„Ihr seid eigentlich eine tolle Pfarre“, sagt Slavomír einmal, und da werden wir fast rot. Und dann geht es Schlag auf Schlag, die Wallfahrten, die Roratessen, die Kindermessen, das abenteuerliche „Im Pfarrhof Übernach-

ten“ am Vorabend der Erstkommunion oder der Firmung, wobei der vom Herrn Pfarrer gekochte Milchkakao, der sich ansonsten keiner allzu großen Wertschätzung erfreut, zu einer Himmelspeise wird, und das vom Herrn Pfarrer geschmierte Butterbrot zu einer ungeahnten Köstlichkeit mutiert, so dass man ganz erstaunt ist, wie sehr die milden Gaben aus der hochwürdigen Küche den Big Macs oder Burgern trotzen.

Nein, er ist keiner von der lockeren Sorte, das sicher nicht. Er ist manchmal streng und von einer klaren Distanz, wenn ihm etwas nicht gefällt. Da bauen sich Fronten auf, Gewitter ziehen herauf, aber das ist so, wo Menschen sind. Schließlich war auch Christus relativ kompromisslos, wenn es ums Eingemachte geht, wie zum Beispiel, wenn jemand sein Talent vergräbt, welches auch immer.

Talent beweist der Herr Pfarrer jedenfalls bei der Neugestaltung des Pfarrhofs, bald aber wird der Pfarrhof wieder leer sein, denn er wird seiner Berufung folgen müssen, zu diesem Zweck wurde er zuerst einmal vom Zipser Bischof nach Wien geschickt, an die Wiener Alma Mater, wo er sehr bald eine Assistentenstelle erhält, aber in Kaumberg ist er Pfarrer, und deshalb sind wir auch sein Schicksal, ein bisschen.

Was war zu lernen? Ja, so könnte es sein, ein Lächeln ist manchmal mehr wert als zehn Rosenkränze, die Freude, am Altar zu stehen, mehr als penible liturgische Vorgänge, die frohe Botschaft mehr als Vorhaltungen und Tadel.

„Die Aufgabe der Kirche besteht darin, den Menschen zu helfen, die Quellen der verlorenen Freude wiederzufinden“, sagt Bernanos. Darum geht es, selbst dort, wo es zunächst nicht danach aussieht. „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst“, heißt es an einer Stelle nach Matthäus. „Das wird oft missverstanden“, meint Slavomír, „Gott will nicht, dass wir uns zerstören, wir sollen uns nur öffnen, offen sein für den anderen.“

Das ist seine Lesart, die gute Nachricht, der Kern der Offenbarung. Für wen hielten sie Christus, die Juden, und wir, für wen halten wir ihn? So sind alle Fragen, Zweifel, Verstörungen irgendwie möglich geworden, und man fühlt sich aufgehoben wie der letzte Arbeiter im Weinberg, der zu spät kommt, aber nicht absichtlich, den vollen Lohn erhält, aber nicht zufällig. Zu Gott kann man immer kommen, heißt es da. Auch wenn nach allen rationalen Beurteilungen eines Lebenserfolges keine Tür mehr offen ist.

Und dann die Geschichten, mit denen er oft so eindringlich darstellt, was dem Verständnis verschlossen bleibt, etwa die Geschichte, wie der Mensch als einziges Geschöpf mit den Gaben, die er von der Welt erhält, unzufrieden bleibt. „Jetzt habe ich wirklich nichts mehr, was ich dir geben kann“, sagt die Welt und schickt den Menschen zur weisen Eule, die aber erkennt: „Im Menschen ist ein Raum, den die Welt nicht füllen kann.“ Irgendwie geht das direkt hinein, ja, das bin ich, mit all der Unruhe, die mich umtreibt, mit all den Sehnsüchten, denen ich nachhänge, ohne zu wissen, was ich will, ohne zu ahnen, was das Ziel ist.

Oder die Geschichte von dem Propheten, der in die Stadt kommt, um zu predigen, und den alle Stände und Berufsgruppen bedrängen, ja nicht gegen ihre Interessen zu predigen. Als er dann auftritt, sehen sie zwar, wie er seine Lippen bewegt, aber sie hören nichts. „Hören wir aus den Evangelien nicht allzu oft nur das heraus, was wir hören wollen?“ , fragt Slavomír nach hunderten Predigten mit einem leicht verzweifelten Gesichtsausdruck.

Doch sogleich ist da wieder der Humor, mit dem er die Kirchengemeinde nicht schlecht amüsiert, manchmal unfreiwillig, etwa, wenn der Wecker nicht funktioniert und Herr Zagler die in freudiger Erwartung versammelte Kirchengemeinde informiert, dass der Herr Pfarrer schläft. Manchmal hingegen in voller Absicht mit einem seiner Pfarrergemeinderatwitze, die er so trocken erzählt, dass sich

die Menschen vor Lachen biegen und dann erschrocken innehalten, weil sie vergessen haben, in der Kirche zu sein, manchmal mit einem Kurztischgebet, mit welchem er taktvoll jene erlöst, denen der Bissen im wahrsten Sinn des Wortes schon im Hals steckt, indem er die Mahnung umdreht, um sie an den Herrn zu richten: Lieber Gott, segne flott.

Einmal hatte er, der die Gefahren des Gerichtsbergs im Winter noch nicht so genau kannte, mit seinem lichtblauen Polo einen schweren Unfall. Es war um die Weihnachtszeit. Am nächsten Sonntag meinte er, eine kleine Schramme im Gesicht, lakonisch: „Wenn jetzt etwas Blaues durch die Gegend fliegt, das ist kein Engel, das bin ich.“

Vielleicht war er trotzdem der Engel, der uns entgegenflog. Der Engel mit der Großmutter aus Vlková in der Ostslowakei, ohne die es diesen Engel nicht gäbe. Er sei nicht Priester geworden, weil ihm das eines Tages verkündet worden sei, er sei Priester geworden der Menschen wegen, die seinen Weg begleitet hätten, eine wesentliche Rolle habe dabei die Oma gespielt. Wir in Kaumberg kennen die Oma, Slavomírs Oma, obgleich wir sie nie gesehen haben. Wir sehen sie, wie sie dem Buben an seinem Geburtstag die Liebesspeise kocht, wobei sie ihm sicher gerne ein Geschenk gemacht hätte, es aber nicht konnte, wir sehen sie am Altar stehen, als er an diesem Altar ministriert.

Wer Pfarrer Slavomír erlebt hat, wie er mit leicht schief gelegtem Kopf inmitten seiner Ministrantenschar dem Altar zustrebt, sich der Gemeinde zuwendet, auf den ist diese Freude übergesprungen, so ist die Gestalt von Slavomírs Oma in uns lebendig, und wir wissen, um wen er trauert, als Pater Sighard die Nachricht von ihrem Tod bringt. Und ich denke mir, dass Oma so viele Menschen beschenkt hat, im Grunde eine ganze große Kirchengemeinde, und wie das so ist mit dem Samenkorn, das vielfältige Frucht bringt, wer würde es in die Erde versenken,

meint Slavomír, wenn er nicht wüsste, dass daraus eine schwere Ähre voll mit Fruchtkorn würde. Wir werden Oma in diesem Leben nicht mehr sehen, obwohl wir uns das so gewünscht haben, und alle Überlegungen, Oma nach Kaumberg zu bringen, scheiterten letztlich an ihrem Pflichtbewusstsein ihren Enkelkindern gegenüber, deren es außer Slavomír eben noch andere gibt.

Die Festesfreude, die in diesen Tagen und Jahren das Katholische in uns geradezu auferstehen ließ, die schönen Ministrantengewänder mit ihren Skapulieren, die Gewänder des Priesters in ihren liturgischen Farben, von Feuerrot bis Schneeweiß. Wie stimmte da die Seele ein in Jubel, Trauer, Alleluja und Danksagung.

Er ist voll da, und er macht alles mit äußerster Hingabe, sagen die Leute. Und wir lernen viel, manchmal ist dieses Lernen auch schmerzhaft, vor allem lernen wir die bohrenden Fragen an uns selber zu stellen, nicht an andere, das ist vielleicht nicht bequem, aber es ist auch nicht bequem, am Karfreitag die Nachtwache zu halten am Grab Christi, das zieht er beinhart durch, da kennt er kein Pardon, und übernimmt selbst den schwersten Part, um Mitternacht, wenn niemand mehr da ist und selbst die tapfersten Ministranten, von Bettschwere getrieben, heimwärts traben.

Alle suchen dich, sagen die Jünger. Alle wollen Jesus huldigen und geheilt werden. Sie kommen in Scharen und hoffen, dass Jesus ihnen das Fieber kühle, sie erleben das Wunder, das in einem einzigen Augenblick alles Schwere von ihnen nimmt, und wenn es nicht eintritt, verlieren sie den Glauben. Aber das Wunder ist, den Glauben nicht zu verlieren, auch wenn es nicht eintritt. Dabei lässt er sich nicht feiern, zum Volksbefreier hochstilisieren, er wehrt ab. Lasst uns anderswo hingehen, in die benachbarten Dörfer, damit ich auch dort predige, denn dazu bin ich gekommen.

MEINE FREUNDIN ROSI

Ein Ochsengespann bewegt sich langsam den Pfarrerriegel hinunter. Vom Fenster aus sehe ich, wie die riesigen Tiere ihre schweren Köpfe hin und her wiegen, sie ziehen eine Heufuhre, der Bremsklotz knirscht in den Rädern, denn es geht bergab. Und oben, ganz oben, wo der Wiesbaum die Fuhre beschwert, sitzen die Kinder des Bauern, Rosi und Sepp.

Ich haste hinunter, der Wagen bleibt stehn. „Darf ich mit“, schreie ich und bin schon oben, ganz oben beim Wiesbaum. „Huck di zuwa“, ruft Rosi, und da sitze ich ganz am Gupf, und das Gefährt bewegt sich schaukelnd weiter. „Pass auf“, höre ich noch die Mutter nachrufen, aber das Echo ist rasch verhallt, vom Gipfel eines fahrenden Heuhaufens aus gesehen, ist die Welt ganz anders, luftig und leicht, es gibt nichts, was mit einer solchen Fahrt vergleichbar wäre, nicht das Schaukeln auf einem über den Baumstamm gelegten Brett, nicht das Springen über die Steine eines Bachbetts, nicht das Laufen mit nackten Füßen über noch taufrische Wiesen, nicht das Kugeln über grasüberwucherte Berghänge, nicht das Klettern auf astreiche Bäume.

Ganz heiß wird mir da vor lauter Glück, während ich von oben die hin und her schwankenden Köpfe der Tiere sehe, wiege ich mich mit ihnen im Takt, und im Takt fangen wir an zu singen und zu kreischen, die Vorübergehenden lachen, Rosi schlägt Purzelbäume, aber das trau ich mich nicht. Beim Herunterspringen habe ich neue Schrammen, das macht nichts, ohnehin kommen zu den alten Krätzen, die schon schwarz sind und im Abfallen, immer neue frische rote, sodass die Knie in einer Art Farbskala ein Kalendarium der Ausrutscher und Hinfälle sind, und niemals, so wahr mir Gott helfe, in ihrer eigentlichen Farbe sich zeigen, Weiß ist für diese meine Körpergegend unbekannt.

Wir zwei, Rosi und ich, haben auch ein Baumhaus, welches sich zwischen den ineinander verschlungenen Ästen einer Winterlinde befindet. Dort pflegen wir Umgang mit nicht vorhandenen Wesen, zum Beispiel Königen, einigen bereiten wir ein so genanntes Königsmahl, das aus Bucheckern und ausgerissenen Sauerampfern besteht, aber einmal, als das Königsmahl zu lange dauert, und ich zu spät heimkehre, werde ich zur Strafe ganz gegen die sonstigen Gepflogenheiten gewaschen und gebürstet, da liege ich zitternd im Bett, leicht wie eine Elfe, weil man so viel Patina von mir gerieben hat, dass ich fast durchsichtig geworden bin.

Rosi ist meine Freundin, sie muss jeden Tag eine Stunde zu Fuß in die Schule gehen, zu Hause hat sie zwei Katzen und hilft beim Melken, auch beim Dengeln, sie hat einen kleinen Dengelstein, um den ich sie heiß beneide. Ich habe zwar keinen Dengelstein, aber eine Puppenküche, um die sie mich beneidet. Nachdem das Königsmahl in einer erzwungenen Waschorgie versendet ist, spielen wir „Wenn ich einmal groß bin“, ein Spiel, mit dem Buben sich leicht tun, sie spielen Lokomotivführer. Rosi und ich spielen ganz ohne jegliche reale Berufschancen Oberministrant, wobei ich ein kleines Krüglein und einen Teller mit mir herumführe und Rosi einen an einem Kalbstrick angehängten Häfen als Weihrauchfass schwingt und laut dabei schreit: Kürbisse eieson. Trotz all dieser Übungen fragt uns der Herr Pfarrer nicht, ob wir nicht auch einmal ministrieren wollten, obwohl wir das lateinische Murneln schon so gut beherrschen wie die Buben und im verlässlichen Respondieren „et cum schpiritus tuus“ immer auf der Überholspur sind.

Ob das Baumhaus damit ein Ende fand, dass Rosi und ich nach vergeblichen Anläufen für eine Ministrantenkarriere beschlossen, einen Friseursalon zu eröffnen und Rosis Prachtlocken dem Angriff einer entwendeten Brennschere zum Opfer fielen, weiß ich nicht mehr. Das Baumhaus fiel und mit ihm unsere Geheimnisse.

Für Rosi begann eine schwere Zeit. Rosis Mutter hatte eines der zehn Kinder des Barons von Gruber zu sich genommen, Hella Gruber. Der Baron war im Hauptberuf Baron, er scheint keiner anderen Tätigkeit nachgegangen zu sein, sodass ihm der Unterhalt seiner blaublütigen Kinderschar gewisse Schwierigkeiten bereitete, zu der immer wieder ein neues hinzukam, weil er, so sagte man, in diesem Bemühen selten erfolglos blieb.

Nun war die Baronin wieder einmal in den Wochen. Hella war ein zartes Mädchen, ganz in Weiß, sie maulte nicht, obzwar Baroness, aß sie aus der gemeinsamen Milchschüssel und ging schweigsam zu Bett, während Rosi noch lange herumturnte. Jeden Tag wanderten die beiden zur Schule, eine Stunde, und es schien, als habe mich Rosi vergessen. Ich sah, Rosi war im Besitz der zarten sanften Hella Gruber, Baroness, was sollte ich da noch? Und der Herr Pfarrer war dem Herrn Baron gewogen, weil Gottes Segen und Wohlwollen sichtbar werde an der Zahl seiner Kinder, deren himmlischer Vater wohl wüsste, wessen sie bedürften.

Der Baron wusste es aber nicht, die Villa wurde verkauft, und die Familie gab den Sitz ihrer Ahnen auf. Das war das Letzte, was ich von Hella und ihrem Vater, dem Baron, hörte, eine ganze Familie verschwand mehr oder weniger spurlos vom Kaumberger Boden und Acker und aus unserem Bewusstsein. Rosi war nicht mehr meine Freundin, sie hatte mich verraten.

Der Winter kam, und mit ihm die kaumberglose Zeit, dicke Schneeweichten lagen über der Landschaft, ein Vorwärtskommen mit den damaligen Möglichkeiten war schwer denkbar. Wie eine dicke Wolke lag der Winter über dem Land. Dann aber, nach den ersten Wärmestrahlen, die Fahrt über Wiesen, die von den dichten Büscheln der blauen Leberblümchen gesäumt waren, was für ein Jubel. Kaumberg lag da vor uns, die Großmutter wartete, ganz blass war sie vor lauter Traurigkeit, uns nicht so lange

gesehen zu haben. Aber etwas war anders. Waren es die ersten Gesichter der Erwachsenen, war es das betretene Schweigen, war es die Stille, die eintrat, zwischen den Gesprächen?

Endlich sah mich Mutter an und sagte, „Rosi ist gestorben.“ Ich wartete, Mutter auch. Wieder Stille. „Rosi ist an Kinderlähmung gestorben“, sagte Mutter leise. Ich wusste nur, dass die Erwachsenen viel über Kinderlähmung sprachen, und dass in den Häusern der „doppeltbrennte Adlatzbeerne“ als Heilmittel galt, von welchem Vater einen Doppelliter unter der Bank verwahrte. „Morgen ist das Begräbnis“, sagte Mutter, „möchtest du gehen?“ Ich mochte, und so sah ich Rosi wieder. Sie lag in einem weiß ausgeschlagenen Sarg, steif und blass, ein Myrtenkranz schmückte ihr Haar. Der Herr Pfarrer sagte, Rosis Seele würde jetzt in den Himmel aufsteigen. Ich stellte mir vor, dass eine Wolke aufstiege, oder eine Rauchfahne aus dem schmalen Körper Rosis käme und ihn einfach da liegen ließ wie einen vergessenen Handschuh oder Regenschirm.

„Rosi“, sagte ich, „Rosi, verzeih mir“, aber zu wem sprach ich? Und trotzdem lebt sie in meinem Inneren, und sie kam mir wieder in den Sinn, als ich Worte Senecas über den Tod junger Menschen las. „Es ist dem jungen Toten mehr erlassen als er verlor“, sagt da der große Philosoph, und weiter: „wir bedauern nicht den Toten, sondern uns.“ Da weinte ich viel später die Rosi geschuldeten Tränen, und ich weinte über uns beide. Aber jetzt weiß ich auch, dass es Rosi gibt, nicht als Rauchfahne, nicht als verdünnte Materie im All schwebend, nicht als Raumkapsel, von einer Rakete ins All geschossen, wie der Theologe Karl Rahner das Missverständnis mit der Auferstehung formuliert, als wäre der Körper das herabfallende Teil derselben, sondern als Rosi, wirklich und wahrhaftig und ganz.



Helga Busek, geboren 1939, aufgewachsen in Kaumberg im niederösterreichischen Triestingtal, Studium der Alten Sprachen und der Germanistik, war als Gymnasiallehrerin in Wien tätig.

Linde Waber, geboren 1940 in Zwettl, Studium an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, lebt freischaffend in Wien, Zwettl und auf Reisen.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien